

Als ich Anfang der folgenden Woche wieder im Büro vorbeischaute, sagte einer meiner Kompagnons, der Architekt Song:

»Heute soll dieses Treffen mit Kim Ki stattfinden – Sie kommen doch mit, nicht wahr?«

»Was denn für ein Treffen?«

»Sein Arzt meinte, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt. Es ist nur eine kleine Gruppe. Und man kommt bei der Gelegenheit wieder mal an die frische Luft.«

»Verstehe. Und wohin soll es gehen?«

»Auf die Insel Ganghwa.«

Ich beschloss, mit Song mitzufahren, anstatt mich vom Chauffeur im Firmenwagen kutschieren zu lassen. Während wir über die achtspurige Olympia-Autobahn dahinbrausten, meinte Song:

»Man hat jetzt Herrn Im, den Vorsitzenden von Daedong-Bau, im Visier.«

Ich konnte mir ja denken, welches Gerücht dem lieben Song da zu Ohren gekommen war, aber ich stellte mich dumm.

»Im Visier? Was soll das heißen?«

»Man munkelt von einem angespannten Verhältnis zur gegenwärtigen Regierung.«

Daedong-Bau hatte uns das Hangang Digital Center als Projekt übertragen. Die Wolkenkratzer standen momentan auf knapp halber Höhe. Ich gab mich bewusst ungerührt:

»Solange wir uns an unsere Aufträge halten, kann uns nichts passieren.«

»Schon, aber trotzdem heißt es jetzt höllisch aufpassen bis zur Fertigstellung. Es darf zu keinen Schlamperien kommen.«

Er hatte wohl in der Zeitung davon gelesen. Das Gerücht ging um, die Behörden hätten schon längst mit versteckten Ermittlungen begonnen. Das Asia-World-Projekt von Daedong-Bau stand mittlerweile wegen Finanzproblemen auf der Kippe.

»Es ist das erste Mal seit langer Zeit, dass ich wieder mal rein zum Vergnügen rauskomme aus der Stadt, da werden Sie mir doch nicht die Laune verderben?«

Ich sagte das mit gespielter Heiterkeit. Song wechselte daher das Thema:

»Unser Kommen wird ihn körperlich strapazieren, aber seelisch wird es ihm ein Trost sein.«

»Da ist was dran. Ki war ja immer schon ein großer Optimist.«

Es war ein Wochentag, also ging es ohne den geringsten Stau flott dahin. Wir passierten den Binnenflughafen von Gimpo, dann fuhren wir auf der Gangwha-Brücke über den Han. An der ersten Kreuzung nach der Brücke befand sich ein Parkplatz, auf dem wir das Auto abstellten, um ein Kaffeehaus aufzusuchen. Li, der Professor, hatte dort auf uns gewartet und machte mit Handzeichen auf sich aufmerksam. Wir waren im gleichen Alter, hatten zwar unterschiedliche Universitäten besucht, uns aber dennoch schon während des Studiums kennengelernt, weil wir bei diversen Wettbewerben und Ausschreibungen miteinander um die Preise und Lorbeeren stritten. Bei uns gab es damals eine große Schnittmenge. Einmal konkurrierten wir um Aufträge, ein anderes Mal wieder kooperierten wir bei einem Projekt. So wie Ki hatte er einen Teil seines Architekturstudiums in Europa absolviert. In praktischen Belangen konnte er Ki und mir

nicht das Wasser reichen, allerdings war er ein gebürtiger Hauptstädter aus einer wohlhabenden Familie. Er schlug letzten Endes den akademischen Weg ein und hatte es schnell zu einer Professur gebracht. Nach seiner Pensionierung betätigte er sich vorwiegend als freier Kritiker. Für den Ausflug hatte sich der alte Maulheld sehr sportlich gekleidet, inklusive Baseballkappe. Er gab sich ganz überrascht, als er zu mir sagte:

»Du hast doch immer so viel zu tun, wieso kommst du gar den weiten Weg hierher?«

»Ich hab Ki schon seit einer Ewigkeit nicht mehr getroffen«, sagte ich. Unterdessen hielt ein Van am Parkplatz an. Ein mir gut bekannter junger Mann sprang aus dem Wagen und lief auf das Café zu. Es war der Herausgeber eines Architekturmagazins. Als er uns gefunden hatte, rief er gleich:

»Es kann losgehen. Ich habe am Strand Tische reserviert.«

Ki saß neben seinem Chauffeur und winkte, als er uns sah. In einem Konvoi aus drei Fahrzeugen fuhren wir nach Dongmak. Es war Vorsaison, darum ging es noch sehr ruhig zu; lediglich einige Familien und ein paar junge Leute schlenderten am Strand entlang. Wir betraten ein Restaurant mit Blick aufs Meer und besetzten die reservierten Tische. Ki sah noch viel hagerer aus als vor ein paar Monaten, als er auch schon sehr hager war, und weil ihm als Nebenwirkung der Chemotherapie die Haare ausgingen, trug er einen altmodischen Fedora. Neben den bereits Genannten waren zwei Redakteure von einer Zeitschrift gekommen, des Weiteren ein Galeriekurator, Kis Frau und seine Schüler vom Architekturbüro – insgesamt ein stattlicher Haufen. Ki, seine Frau, der Professor und ich saßen getrennt von den anderen an einem eigenen Tisch. Wir bestellten gegrillte Muscheln und »Rohfisch« – eine Komposition aus Makrelen, Heringen und allerlei anderen Meeresfischen. Die Rede kam darauf, wie wir in der Frühzeit von San-Plan oft auch gemeinsam Wanderungen rund um den Mani-Berg unternommen hatten. Damals waren wir noch jung, nach langem Auslandsstudium wieder heimgekehrt und dementsprechend unerschrocken. »Erfolg« hatte aber für jeden von uns etwas anderes bedeutet. Ki betrieb immer nur sein kleines Atelier, damals gleich groß wie heute. Li schuf nie etwas Nennenswertes, sondern verfolgte bloß immer seine Karriere an der Universität, wo die Großsprecherei sein Kapital war. Ich wiederum hatte eine Zeit lang ein richtiges Planungsbüro geführt, bis zu hundert Leute standen in meinem Sold. Mit der Reife schwindet aber die Energie. Deshalb war mir die Finanzkrise gerade recht gekommen, lieferte sie mir doch einen guten Vorwand, um abzuspecken und auf ein etwas reelleres Büro mit 20 Leuten gesundzuschumpfen.

Für Ki war es der erste richtige Ausflug seit Langem, er wirkte aufgekratzt. Beim Lachen legte sich jedes Mal sein vom Abmagern ohnehin schon viel schmaleres Gesicht in runzlige Falten. Seinem Arzt zufolge brauchte er proteinreiche Nahrung, um die Krebsmedikamente besser zu vertragen, dennoch nahm er von den Seeohren und Venusmuscheln, die ihm seine Frau vorlegte, nicht viel zu sich.

»Wenn wir mal ganz ehrlich sind, so habe ich doch nicht mehr lange zu leben«, sagte Ki irgendwann und warf die Frage in die Runde: »Ist jemand von euch schon einmal mit dem London Eye gefahren?« Der Professor deklarierte sich als Mensch mit der entsprechenden Erfahrung, und Ki nickte.

»Eine Fahrt mit diesem Riesenrad dauert eine Stunde. Buddha, bilde ich mir ein, hat gesagt, dass das menschliche Leben wie ein Rad ist, das für eine Umdrehung hundert Jahre braucht. Also ist den meisten von uns gar keine volle Runde vergönnt, wir werden vorzeitig rausgeschmissen.«

In hundert Jahren würden die jetzt Lebenden größtenteils verschwunden sein. Die Welt wäre dann fast komplett mit anderen Menschen bevölkert. So gesehen, war es doch gut, ein Architekt zu sein. Wenigstens nach landläufiger Meinung. Bauwerke überlebten schließlich meist länger. Wenn so ein Bau aber lediglich als Denkmal menschlicher Gier und Erbärmlichkeit taugte, was dann? Nach dem Mittagessen unternahmen die Jüngeren einen Spaziergang am Strand, tollten dort herum und warfen den Möwen Krabbencracker zu. Erst gegen Abend fuhren wir im Konvoi zum Mani-Berg, um auch dort noch ein wenig spazieren zu gehen. Am Himmel glühte das Abendrot. Langsam, sehr langsam sank die Sonne unter die Horizontlinie.

Der Professor brachte die Rede auf Gu, den Vorstandsvorsitzenden von Nam-Bau.

»Ist das nicht ein Kindheitsfreund von dir?«, wandte sich Ki da an mich. Er begann in seinem Gedächtnis zu kramen: »Seinerzeit habe ich mich auf deine Vermittlung hin ein paarmal mit ihm getroffen.«

»Damals kannten sie keine Schranken. Aber war er nicht sogar ein-, zweimal Abgeordneter?«, sinnierte der Professor.

»Gu und Daedong-Bau sollen Probleme mit Geheimkonten haben«, ließ ich mir entlocken.

»Kommt endlich mal zur Vernunft«, sagte der Professor, der mich dabei eindringlich ansah.

»Meinereins hat doch immer nur Entwürfe und Pläne gezeichnet, mehr nicht. Quasi Bilder gemalt. Und Gu liegt nun sowieso schon im Koma.«

Ich erzählte kurz von meinem Besuch in Yeongsan. Davon, wie dort im Kreiszentrum die früheren Häuser, Steinmauern und Gassen spurlos verschwunden waren. Und dass an der Stelle, wo mein Geburtshaus stand, ein abgestorbener Baumstumpf das einzige Überbleibsel von damals war.

»Auf Schritt und Tritt ist Heimat verschwunden«, sagte ich.

Ki starrte eine Zeit lang nur aufs Meer hinaus, ehe er sich uns wieder zuwandte: »Wer das alles hat verschwinden lassen, das seid doch ihr«, erklärte er, lenkte aber gleich ab: »Ah, das Abendrot ist so herrlich!«

Bei der ansonsten unspektakulären Rückfahrt nach Seoul saßen wir zu dritt im Auto, denn der Professor ließ sich nun ebenfalls mitnehmen. Spontan verständigte ich mich mit ihm darauf, dass wir in einer Weinbar in der Nähe der Firma zu Abend essen und noch einen heben. Beim Essen konfrontierte er mich mit einem Ansinnen: Wir sollten zusammenhelfen, um für Ki eine allerletzte Veranstaltung zu organisieren. Was ihm vorschwebte, war eine Retrospektive, eine Architektur-Personale, auf der Design-Entwürfe, Baumodelle, Projektpläne und Fotos aus Kis Karriere ausgestellt sein würden. Er, Li, habe in seinem Umfeld schon Spenden dafür gesammelt; ich solle ihm aber jetzt beistehen. Ich ließ mir eine vage Zusage abknöpfen. Unterdessen zeigte der

Alkohol immer mehr Wirkung. Li musste mal austreten, und als er zurückkam, meinte er ganz unvermittelt:

»Vielleicht ist das so, weil wir einen todkranken Menschen getroffen haben, aber ich muss auf einmal an diesen Akazienhain denken.«

Ich war mir nicht sicher, ob ich überhaupt richtig gehört hatte, und fragte arglos: »An welchen Akazienhain?«

»Du weißt doch, damals bei diesem Stadtentwicklungsprojekt im Norden von Seoul ...«, erläuterte der Professor, und urplötzlich entrollte sich vor meinem geistigen Auge das Bild einer dicht mit Hütten übersäten Berghangssiedlung mit Ketten niedriger Hügel dahinter.

»Was soll denn damit sein?«, murmelte ich kleinlaut.

»Nichts«, sagte er, »ich muss nur an die alten Zeiten denken. Wir haben damals alles niedergewalzt.«

Ich saß eine Zeit lang schweigend da, ohne irgendein Wort zu meiner Verteidigung vorzubringen. Irgendwann aber hörte ich mich ganz apathisch sagen:

»Das wird dir neu sein: Ich stamme selbst aus einem Slum.«

Der Professor war nicht im Geringsten überrascht:

»Das hast du mir schon einmal erzählt. Wie ich immer sage, du bist ein Kraftmensch.«

Erst gegen Mitternacht beendeten wir unser Gelage. Zu Hause tauschte ich meine Klamotten schnell gegen etwas Bequemes und checkte endlich wieder mein Handy. Unter mehreren Textnachrichten war auch eine von Suna:

*Mir wurde Ihr Anruf angezeigt. Danke, dass Sie mich nicht ganz vergessen haben. Tagsüber kann ich nicht abheben, aber ansonsten gern auch spät in der Nacht.*

*Tscha Suna*

Ich zögerte kurz und ging schließlich zum Festnetztelefon. Es mochte spät sein, aber sie hatte die Nachricht erst vor einer Stunde abgesendet. Schlimmstenfalls schlief sie schon, aber dann hob sie eben nicht ab – sofern sie ihr Handy nicht sowieso abgestellt hatte. Also drückte ich eine Ziffer nach der anderen sorgsam in die Tasten. Wie aus sehr weiter Ferne erklang der Freiton. Irgendwann kam ein »Hallo?« aus dem Hörer.

»Ähem, ich bin Bak Minu.«

»Bak Minu? Also können Sie sich an mich erinnern? Wir waren ja fast Nachbarn ... das Nudelhaus ...« Ihre Stimme hatte sich kaum verändert. Aber auch meine eigene Stimme kam mir auf einmal viel jugendlicher vor, als ich sie mit Fragen überhäufte: Wo sie nun wohne, was sie beruflich mache, wie es um ihre Eltern stehe. Unter anderem erfuhr ich so, dass sie in Bucheon einen Laden betrieb, mit dem sie gut über die Runden kam. Ganz zufällig habe sie von meinem Vortrag erfahren. Wieso sie dann nicht einfach selber gekommen sei, fragte ich; ich hätte mich gefreut. Daraufhin meinte sie ganz unumwunden, sie sei eben alt und fett geworden, weshalb sie sich geniere. Jetzt, wo der Kontakt wiederhergestellt sei, sagte ich, sollten wir doch ab und zu miteinander

telefonieren, oder vielmehr sollten wir uns auch mal die Zeit für ein Wiedersehen nehmen. Zu guter Letzt wurden noch einige Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht, und das Gespräch war beendet.

Als ich am nächsten Morgen mit Kopfschmerzen und einem mörderischen Brand im Hals aufwachte, fühlte sich mein Kopf so leer an wie ein unbeschriebenes Blatt Papier. Bald aber füllte sich dieses Papier, so als würde Tinte darauf tropfen und Kleckse hinterlassen: der Strand am Meer, das Abendrot über der Bergkuppe, das optimistische Lachen des Krebspatienten im Endstadium, der Telefonhörer, aus dem die Stimme einer Frau drang. Wie die Verlängerung eines ohnehin schon chaotischen Traums in den Wachzustand hinein. »Komm zu dir«, ermahnte ich mich und wackelte wild mit dem Kopf, wie um etwas abzuschütteln. Als Nächstes schnappte ich mir eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank und leerte zwei Gläser hintereinander jeweils auf einen Zug. Danach blieb ich einfach am Küchentisch hocken und grübelte vor mich hin. Irgendwann läutete es an der Wohnungstür. Der Tag der Putzfrau. Ich hatte keine Freude damit, aber ich musste raus.